

Supervision in der Stille – Supervision und Beratung im gebärdensprachlich orientierten Raum

Blindheit trennt von den Dingen,
Taubheit trennt von den Menschen
Helen Keller

Zusammenfassung

Der nachstehende Beitrag soll eine Fachexpertise zu einem kleinen, wenig bekannten Feld der Beratungs- und Supervisionsarbeit liefern. Anhand der Auseinandersetzung mit der Minderheit der gehörlosen Menschen möchte ich auch kritische Reflexionen zum gesellschaftspolitischen Vorhaben der Inklusion anstoßen.

Abschließend möchte ich einen Einblick in die Supervision mit gehörlosen Menschen und den damit verbundenen Schwierigkeiten geben. Die öffentliche Diskussion zur Situation von Behinderten soll zum Anlass genommen werden, ein Feld auszuleuchten mit dem Ziel, dieses Feld in den Blick der Supervision zu bringen.

Gebärdensprache und Beratung

0,1 Prozent der Bevölkerung (ca. 80.000 Menschen) in Deutschland sind gehörlos. Gehörlose Menschen denken und kommunizieren in Gebärdensprache. Zunächst einige Daten zur Gebärdensprache. Die Gebärdensprache ist eine auf Zeichen basierende Sprache, die abweichend von unserer Lautsprache auch eine eigene Grammatik hat. Erst in den 1980er Jahren wurde diese Sprache als solche (federführend von Prof. Prillwitz am Lehrstuhl für Linguistik an der Universität Hamburg) erforscht und erst in den späten 1990er Jahren als Sprache anerkannt. Zuvor wurden zwar schon die lautsprachbegleitenden Gebärden (jedes Wort wurde mit einem Zeichen übersetzt, die Grammatik der Lautsprache übernommen) für Gespräche mit gehörlosen Menschen genutzt, jedoch war und ist dies nicht die Sprache, in der gehörlose Menschen denken und kommunizieren, sondern sie ist an der Lautsprache orientiert, in der wir Hörenden denken und sprechen. (Vgl. Prillwitz 1991) Deutsche Lautsprache ist für gehörlose Menschen also quasi eine Fremdsprache und wird von vielen nicht gut beherrscht.

Am 27.04.2002 hat der Bundestag das Behindertengleichstellungsgesetz (BGG) verabschiedet. Seitdem haben gehörlose Menschen für bestimmte behördliche Vorgänge – Einladungen zur Agentur für Arbeit; Rentenberatung etc. – Anspruch auf eine/n GebärdensprachdolmetscherIn (BGG § 9 Abs.1).

Der Beruf der GebärdensprachdolmetscherIn hat sich auch erst in den 1980er Jahren gebildet. Zunächst wurden nur von selbst ernannten Prüfstellen, wie z.B. einem Gehörlosenverband, Prüfungen abgenommen. Die ersten Prüfungen fanden 1988 statt. Meist waren die Geprüften Angehörige von gehörlosen Menschen (zumeist Kinder gehörloser Eltern, z.T. auch Ehefrauen gehörloser Männer), die deshalb die Gebärdensprache beherrschten. Dann gab es Kurse, in denen Gebärdensprache unterrichtet wurde, Ausbildungen zum/r GebärdensprachdolmetscherIn, Prüfungen vor der IHK und nun seit den 2000er Jahren auch Studiengänge für Gebärdensprache und Gebärdensprachdolmetschen. (Vgl. Bundesverband der GebärdensprachdolmetscherInnen Deutschlands)

Die ersten Beratungsstellen für gehörlose Menschen in Deutschland waren spärlich über das Land verteilt und z.T. bei Gehörlosenverbänden angesiedelt; z.B. dem Landesverband der Gehörlosen NRW mit Sitz in Essen, d.h. die Vorgesetzten waren zum Teil selbst gehörlos. Die erste Beratungsstelle für gehörlose Menschen in NRW wurde vor 32 Jahren, also 1979 beim Paritätischen Wohlfahrtsverband in Münster eröffnet; neben einer weiteren Beratungsstelle in Nürnberg war sie die einzige in Deutschland zu diesem Zeitpunkt. (Quelle: Paritätischer Wohlfahrtsverband Münster) Der Beratungsauftrag war und ist häufig allumfassend, da Probleme in allen Lebensbereichen aufgrund der mangelnden kommunikativen Fähigkeiten und Möglichkeiten auftraten und auftreten. Dies hatte damals zur Folge, dass BeraterInnen, die in der Regel Sozialarbeit oder Sozialpädagogik studiert hatten, gleichzeitig häufig dolmetschen mussten. Viele gehörlose Menschen konnten in den 1980er Jahren mit dem Wort „SozialarbeiterIn“ nichts anfangen. Für sie war die Person, mit der sie ihre Probleme besprechen konnten und die diese dann idealerweise auch lösen sollte, indem sie z.B. ein (gemeinsames) Gespräch mit dem Nachbarn, Chef oder Kollegen führte, der oder die „DolmetscherIn“.

Diese Gemengelage, nämlich Klientel ohne offiziell anerkannte – somit nicht vorhandene – Sprache, sowie große Hilflosigkeit der Klientel aus eben diesem Grund, barg viele Ursachen für hohe Belastungen und Professionalisierungsprobleme auf Seiten der BeraterInnen. Eine Folge für die wenigen Beratungsstellen für gehörlose Menschen war, dass der/die dortige BeraterIn eigentlich alles wissen musste, mindestens aber, wo man welche Information erhalten konnte. Gleichzeitig bildete diese Person oft die „einzige Brücke zur hörenden Welt“ und wurde mit entsprechenden Erwartungen überfrachtet. Oft wurden solche BeraterInnen idealisiert oder es wurde ihnen mit einem gewissen Misstrauen begegnet.

Mittlerweile stehen den gehörlosen Menschen mehr Beratungsangebote offen; für Arztbesuche kann die Krankenkasse Dolmetschleistungen gewähren, für amtliche Beratung regelt die oben beschriebene Gesetzesregelung die Finanzierung (was jedoch nicht alle gehörlosen Menschen wissen bzw. Hilfe bei der Beantragung benötigen). Dennoch ist vor allem älteren gehörlosen Menschen der Unterschied zwischen der Dienstleistung Dolmetschen und einer Beratung oder auch mitmenschlicher Zuwendung und Hilfeleistung nicht immer deutlich. Hinzu kommt, dass die

schriftsprachliche Kompetenz bei gehörlosen Menschen häufig sehr gering ist, amtliche Post wird meistens nicht verstanden. Insgesamt ist das Allgemeinwissen der Ratsuchenden in Gehörlosenberatungsstellen ebenfalls als sehr gering einzustufen.

Menschen, die in der Beratung für gehörlose Menschen arbeiten, befinden sich in einer besonderen Situation: Sie sind „Alles- oder Besserwisser“ aus Sicht ihrer KlientInnen, „Zauberer“ aus Sicht hörender Beteiligter und sie sollen „Alleskönner“ sein, um die riesige Kluft, die zwischen hörenden und gehörlosen Menschen häufig besteht, zu überbrücken. Die Spannung zwischen der Belastung einerseits und der narzisstischen Gratifikation andererseits ist aus meiner Sicht hoch.

Gehörlosigkeit und Identität

Ich möchte auf einige Besonderheiten und „kulturelle Gepflogenheiten“ der Gehörlosenszene eingehen und mich auf Theorien zur Identitätsbildung beziehen. Unter Gehörlosigkeit versteht man eine von Geburt an bestehende oder prälingual erworbene Taubheit. Das bedeutet, dass diese Menschen nicht in der Lage waren, über das eigene Gehör Sprache zu erlernen. Die meisten gehörlosen Kinder haben hörende Eltern. In komplett gehörlosen Haushalten, die eher die Ausnahme bilden, verständigen sich Eltern und Kinder, in manchen Familien auch bis in die Großelterngeneration, in der Gebärdensprache.

Die Deutsche Gebärdensprache (DGS) ist – wie oben erwähnt – noch nicht lange anerkannt. Die Forschungsergebnisse sind recht jung und haben erst seit weniger als zwei Jahrzehnten Einfluss auf die Sprachentwicklung von gehörlosen Kindern und Jugendlichen. Die heutigen erwachsenen gehörlosen Menschen sind in der Regel lautsprachlich aufgewachsen. Zur Zeit erfährt der Trend zur Erziehung zur Lautsprache eine Renaissance, trotz der Forschungsergebnisse im Hinblick auf Gebärdensprache und ihre Bedeutung für gehörlose Menschen. Die hörenden Eltern lernen meistens nicht parallel die Gebärdensprache, sodass die Kommunikation zu Hause eher rudimentär verläuft und die gehörlosen Kinder selbst auch erst sehr spät die Gebärdensprache erlernen. Differenzierte Erklärungen, warum dies erlaubt und jenes verboten ist, sind z.B. dadurch nicht möglich; frühes Erlernen einer zu bewältigenden eigenen Sprache ist so ebenfalls für gehörlose Kinder nicht möglich.

In der von Erikson benannten Entwicklungsphase „Autonomie gegen Scham und Zweifel“ geht es um zunehmende Loslösung und Außenorientierung des Kindes. Bernd Ahrbeck beschreibt in Anlehnung an Mahler/Pine/Bergmann (vgl. Ahrbeck 1997, S. 146) den Loslösungs- und Individualisierungsprozess. Hervorgehoben werden hier in der Zeit des 10. bis 18. Lebensmonats die Zunahme der motorischen Fähigkeiten und deren Folgen für die kognitive und emotionale Entwicklung: Krabbeln, laufen lernen, aufrecht gehen und die damit verbundenen optischen Eindrücke, die Welt wird jetzt überblickt. Das Interesse an Gegenständen wächst, die Welt wird „erobert“. Die Schmerzempfindlichkeit ist in dieser Zeit gering, die Frustrationstoleranz hoch. Wichtig ist in dieser Zeit, dass die Mutter – oder andere Hauptbezugs-

personen, manchmal sind es ja auch Väter oder Großmütter (Anmerkung der Verfasserin) – in der Nähe ist und als „emotionale Tankstelle“ zur Verfügung steht. Diese Zeit wird die Übungsphase genannt. In der nächsten Subphase (ca. 15. bis 24. Lebensmonat), der sog. Wiederannäherungsphase entwickelt das Kind Interesse daran, die gemachten Erfahrungen zu teilen; die Beziehung zur Mutter spielt über die „Tankstellenfunktion“ hinaus eine wichtige Rolle. Sie wird nun auch zunehmend als eigenständige Person mit eigenständigen Interessen wahrgenommen. Das Kind möchte mit ihr seine Interessen und Erfahrungen teilen, gleichzeitig sinkt die Frustrationstoleranz. „Mit dem wachsenden Bewusstsein seiner Getrenntheit – das durch seine reifungsmäßig erworbene Fähigkeit, sich physisch von der Mutter zu entfernen, sowie durch die zunehmenden kognitiven Fähigkeiten stimuliert wird – scheint das Kind nun in gesteigertem Maße zu wünschen, dass die Mutter an jeder neu erworbenen Geschicklichkeit und Erfahrung Anteil nehme; auch nach der Liebe des Objekts besteht ein starkes Bedürfnis“ (Mahler u.a. zitiert nach Ahrbeck 1997) Die Mutter wird nun als getrennt erlebt, die Gefühle des Kindes werden differenzierter und mitunter auch schon kontrolliert; Gefühle anderer werden auch differenzierter wahrgenommen und unterschieden „Aus entwicklungspsychologischer Sicht sind aggressive Impulse von besonderer Bedeutung, die jetzt speziell auf die verursachende Person gerichtet werden können.“ (Ahrbeck 1997, S. 145) Das Kind ist in dieser Zeit an den Reaktionen anderer auf sein Verhalten interessiert, weitere Bezugspersonen spielen eine zunehmend wichtige Rolle. Gleichzeitig ist das Kind ambivalent, es bemerkt seine Grenzen und fordert Hilfe, und es ist um seine neu erworbene Freiheit und Autonomie besorgt. Die Sprache gewinnt an Bedeutung, da die Kommunikation nun auch differenzierter erfolgt als in der präverbalen Phase. „Das Kind lernt zum ersten Mal bewusst, die Reaktionen der Eltern als Folge des eigenen Verhaltens zu verstehen./.../Die Form der kommunikativen Auseinandersetzung mit den Eltern verändert sich durch die Entwicklung der Sprache. Das hörende Kind lernt im Laufe der Zeit, das, was es in der Umwelt entdeckt, lautsprachlich zu benennen. Auch gewinnt die Sprache für die Gestaltung der persönlichen Beziehung zu den Eltern an Bedeutung.“ (Ahrbeck 1997, S. 149).

Für ein gehörloses Kind hörender Eltern ist dieser Entwicklungsschritt also erschwert: Loslösung und Wiederannäherung, Differenzierung zwischen sich selbst und der Bezugsperson und das erste Austragen von Interessenskonflikten. In vielen Fällen wird die Erziehung eines gehörlosen Kindes sehr rigide stattfinden, oder im umgekehrten Fall werden Grenzen nicht immer konsequent gesetzt. Durch Bestrafung oder Entfernung der Bezugsperson werden große Verlustängste ausgelöst. Hinzu kommt, dass ein gehörloses Kind Schwierigkeiten hat, mit mehr als einer Person zu kommunizieren, wodurch auch die Auflösung der Symbiose, die Erweiterung der Dyade um „das Dritte“ erschwert wird. Dies ist eine Entwicklungsphase, in der es meinem Erachten nach erste größere Schwierigkeiten für gehörlose Kinder hörender Eltern gibt und diese sich nachhaltig auf alle weiteren Entwicklungsschritte auswirken.

Identitätsstiftend sind für gehörlose Menschen Zusammenkünfte, in denen sie unbeschwert kommunizieren können. „Die Heimat des Gehörlosen ist sein Verein.“ (Zitat Herrmann Drese, ehemaliger Vorsitzender des Landesverbandes der Gehörlosen NRW) „Im Umgang mit Hörenden gelingt es Gehörlosen selbst bei bekannten Personen nur eingeschränkt, ein Gefühl von Einheitlichkeit und Kontinuität zu entwickeln und dieses Gefühl anderen Personen so zu verdeutlichen, wie es von Erikson für eine Identitätsbildung gefordert wird. (...) Ein solches Gefühl von Einheitlichkeit und Kontinuität und das Vertrauen darauf, eine überschaubare Zukunft bewältigen zu können, werden Gehörlose nur dort entwickeln, wo eine umfassende und unbeschwerter Kommunikation möglich ist.“ (Ahrbeck 1997, S. 189/190)

Zusätzlich muss hier erwähnt werden, dass die gebärdensprachlich orientierten, gehörlosen Menschen auch geschichtlich ein schweres Erbe tragen. „Lebensbedrohlich wurde dann das Anders-Sein im Nationalsozialismus, wo genetisch Gehörlose als Unwertes Leben betrachtet wurden und viele dieser Gehörlosen zwangssterilisiert wurden.“ (Biesold 1998 in Prillwitz 1991)

Jedoch nicht nur das Erbe des Nationalsozialismus, sondern auch ein Blick auf den Geist der Neuzeit beleuchtet das Potential für Diskriminierungen (hör)behinderter Menschen. „Das Gute ist schön und das Schöne ist gut, das ist eine der zentralen Botschaften unserer abendländischen Kultur. In der Neuzeit wurden diese Normen erweitert um die der Autonomie und der Leitungsfähigkeit. Das an die Macht gekommene Bürgertum idealisierte sich selbst im Bild des autonomen Menschen, der aus Unmündigkeit befreit sich selbst die Gesetze macht und durch eigener Hände Arbeit sein Brot verdient, ja sich selbst sein Glück schmiedet. Was aber, wenn der Mensch nicht sprechen kann oder sich selbst kaum bewusst ist? Die Behinderten werden unter dem Einfluss der aufklärerischen Ideale zu Nicht-BürgerInnen erklärt, denn wer nicht selbst für sich sprechen kann und nicht für sich selbst sorgen kann, ist auch nicht mündig. (...) Alleine Leistungsfähigkeit und Effektivität zählen. (Rommelspacher 1998, S. 56/57)

Heutzutage wird in Fachkreisen über das „Aussterben der Gehörlosen“ gesprochen. Die Gründe liegen nun nicht mehr in der aggressiven Verfolgung als vielmehr im technischen Fortschritt der Medizin. Seitdem die Operationstechniken für Cochlear-Implantate (CI), Innenohrprothesen in den letzten Jahren verbessert wurden, wird Eltern taub geborener Kinder zu einer Operation des Kindes im Alter von wenigen Monaten geraten. Ein CI kann auch Erwachsenen eingesetzt werden, z.B. nach einem Hörsturz oder nach langjähriger sich stetig verstärkender Schwerhörigkeit, die zu Taubheit führen würde. Das Hören muss dann neu erlernt werden. Der Hörgewinn nach einer Operation fällt unterschiedlich aus und hängt u.a. auch mit der anschließenden Förderung zusammen. Die operierten Kinder können so auch irgendwie hören, die Lautsprache erlernen, jedoch mühsamer und häufig nur begrenzt. Die eigene Artikulationsfähigkeit ist in der Regel beeinträchtigt, die Aussprache klingt „verwaschen“. Diese medizinischen Fortschritte sollen hier nicht in Frage gestellt, lediglich auch hinterfragt werden. Welche Identität spendet ein CI?

Eine Behinderung wird bleiben. Die identitätsstiftende Gehörlosengemeinschaft als Subkultur entfällt.

Auf der anderen Seite geschieht in der jüngeren, „emanzipierten“ Generation der gehörlosen Menschen ein Wandel. Sie sind selbstbewusster, bezeichnen sich als sprachliche Minderheit, als Subkultur und treten z.T. fordernd auf; so bezeichnen sie z.B. manche Hörende, die nicht gebärden können, als behindert, da ihnen diese Kommunikationsform nicht geläufig sei. Sich selbst bezeichnen sie als sprachliche Minderheit, nicht als behindert. Die Autonomie und die Leistungsfähigkeit werden hier also betont und zum Teil auch bewiesen. Sie werden dabei auch von Institutionen der Gebärdensprache unterstützt; so unterhält die Technische Hochschule Aachen eine Internet-Seite, auf der sich gehörlose Menschen über aktuelle Themen informieren können und auch Hörende sich über die Gehörlosenkultur informieren können (www.vibelle.de). Unter dem Menüpunkt für Hörende findet sich eine Information über sog. Kollegenseminare: „Arbeitsgruppen in denen Kollegen aus unterschiedlichen Kulturen zusammen arbeiten, das Wort behindert fällt hier nicht. Die gehörlosen Menschen bilden eine Sprachgemeinschaft, und viele Probleme wären nicht entstanden, wenn die Gebärdensprache als solche schon länger anerkannt und von vielen, vor allem den Eltern gehörloser Kinder sowie ErzieherInnen und LehrerInnen, beherrscht würde. Dennoch kann man dieses Verhalten auch als kollektiven Abwehrmechanismus im Sinne von Krappmann verstehen; wo die Identitätsdarstellung nur unzureichend oder überhaupt nicht gelingt, die Ambiguitätstoleranz nicht ausgebildet werden konnte, entsteht als Abwehrmechanismus die Umdeutung der Verhältnisse. „Ambiguitätstoleranz bezeichnet die Fähigkeit, widersprüchliche Rollenbeteiligungen und divergierende Motivationen bei sich selbst und anderen nebeneinander auszuhalten und den Verzicht auf eine vollständige Befriedigung eigener Bedürfnisse zu ertragen.“ (Ahrbeck 1997, S. 115) „Ambiguitäten müssen im besonderen Maße als belastend erscheinen, da sie in der Interaktion mit Hörenden oft nicht auflösbar sind. Es müssen vermehrt Abwehrmechanismen eingesetzt werden, um den Ambiguitäten zu entgehen.“ (S. 117 ebd.)

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sich die frühkindliche Prägung und die erschwerten Entwicklungsschritte mit den Erfahrungen der latenten oder direkten Diskriminierung in einer Leistungsgesellschaft ungünstig vermischen können. Aufgrund des nicht erlernten Sich-Auseinandersetzens mit anderen Menschen ist es nur schwer oder gar nicht möglich, Interessenkonflikte auszutragen und Beziehungen trotz offener Meinungsverschiedenheiten halten zu können. Vor allem sich selbst und eigenes Verhalten reflektieren zu können und eine gewinnbringende Auseinandersetzung mit der diskriminierenden Umwelt führen zu können, fällt schwer.

In diesen Spannungsfeldern bewegen sich also Menschen, die mit Gehörlosen und für Gehörlose soziale Arbeit leisten. In vielen Jahren eigener Erfahrung in der Beratungsarbeit mit gehörlosen Menschen fallen einige Merkmale, die selbstverständlich nicht immer wirksam sind, auf:

- Durch meine vorhandene Gebärdensprachkompetenz entsteht sofort eine gewisse Nähe; Probleme werden schon im ersten Gespräch detailreich beschrieben. Häufig wird man geradezu überschüttet.
- Von mir wird sofort ein Lösungsvorschlag erwartet.
- Im weiteren Beratungsverlauf erwartet der/die KlientIn, dass ich auf ihrer/seiner Seite stehe, „für sie bin“.
- Vorsichtiges Hinterfragen oder Konfrontieren evtl. eigener Anteile an Konflikten wird mit Unverständnis und z.T. Aggression quittiert.
- Verbindliche Terminabsprachen sind mit einigen KlientInnen kaum möglich; manche kommen trotz wiederholter Bitten und Hinweise spontan, dann, wenn sie selbst akut Bedarf haben.
- Im sozialen Umfeld, z.B. am Arbeitsplatz, werden Auffälligkeiten, die an Verletzungen der zu erbringenden Arbeitspflichten grenzen, z.B. regelmäßiges Überziehen der Pausen, häufig über lange Zeit geduldet; wenn dann Konsequenzen gezogen werden, fallen sie hart aus, z.B. in Form einer Kündigung.

Mit mir als Beraterin wird schnell eine Symbiose eingegangen. Ich soll möglichst immer da sein, und wenn ich tatsächlich angetroffen werde, spontan zur Verfügung stehen. Ich bin die Autorität, die eine Lösung hat. Ich soll auf der Seite des/der Kliente/in stehen, weil es sonst aus ihrer Sicht nur noch die Möglichkeit gibt, dass ich gegen sie bin. Es bedarf langer Beratungs- und Betreuungsprozesse und einer gewissen Standhaftigkeit sowie selbstreflexiven Fähigkeit, um hier Ansätze von konstruktiven Konfliktlösungen zu erarbeiten. So genannte win-win-Situationen werden eher selten zu erarbeiten sein.

Integration oder Inklusion?

Die moderne Forderung nach Inklusion muss meiner Meinung nach in Frage gestellt werden. Was würde das für gehörlose Menschen bedeuten? Wie kann man Inklusion verstehen? Als Einschließen, Vereinnahmen, Verschlucken? Das Inkludierte ist dann nicht mehr sichtbar als das Andere. Wir wären dann alle gleich, der asymmetrischen Verantwortung könnte man sich somit guten Gewissens entledigen? Jedoch werden nie alle gleich sein, gehörlose Menschen werden immer einer besonderen Förderung und Fürsorge bedürfen. Die „altmodische“ Integration scheint mir mehr Möglichkeiten zu enthalten. Wenn etwas oder jemand integriert werden soll, geht dem voraus, dass er oder sie anders ist. Es wird also differenziert und dann integriert. Zur Integration werden Schritte unternommen, Maßnahmen überlegt, es wird etwas aktiv getan.

Im Fall der Integration gehörloser Menschen ist in den letzten 20 Jahren enorm viel Positives geleistet worden; Gebärdensprache hat auch in die Medien ihren Einzug gefunden, hörende Menschen sind fasziniert von der Ausdruckskraft und Eleganz dieser Sprache. Dennoch gibt es neben diesen schillernden Erfolgen weiterhin

viele „Baustellen“. Das Schulsystem ist schon jetzt für gehörlose Kinder schwierig; auch an Förderschulen für Hören und Kommunikation wird nicht rein gebärdensprachig unterrichtet; die Anzahl gehörloser SchülerInnen in den Klassen ist gering, reine Klassen für gehörlose Schüler gibt es an vielen Schulen nicht (mehr). Sollte Inklusion, wie z. Zt. propagiert, für das gesamte Schulwesen durchgesetzt werden, dann müssten an jeder Schule bei Bedarf ganztägig GebärdensprachdolmetscherInnen eingesetzt werden können, oder es müssten alle Lehrkräfte gebärdensprachig sein; Unterrichtsmaterialien müssten in einfachere Sprache übersetzt oder in Gebärdensprache umgewandelt werden u.s.w.. Praktisch gedacht würde Inklusion in die Gesellschaft für gehörlose Menschen bedeuten, dass die Bevölkerung die Gebärdensprache beherrscht oder dass an jeder Stelle zu jeder Zeit ein/e GebärdensprachdolmetscherIn zur Verfügung steht; beides halte ich für absolut illusorisch.

Die Gehörlosen werden immer weniger; es besteht die Befürchtung, dass die Gebärdensprache wieder an Bedeutung verlieren wird. Gesellschaftspolitisch könnte man sagen, der Anerkennung der Gebärdensprache und damit auch Anerkennung einer Subkultur der Gehörlosen, durch die sie in ihrem Selbstverständnis bestärkt wurden, wird durch die Hintertür der Medizin sukzessive das Wasser abgegraben. Die „Reparaturmethode“ CI-Operation hat sich durchgesetzt, nicht die Akzeptanz des Anderen. Die identitätsstiftende Gemeinschaft der Gehörlosen wird kleiner, dies löst große Ängste aus. Der Sender arte strahlte am 26.09.11 den Beitrag X:nius aus. Es wurden gehörlose Menschen und ein CI-Träger vorgestellt. U.a. wurde auch von einem gehörlosen Filmemacher aus Berlin berichtet, und es wurden kurze Szenen aus seinem Film gezeigt. Der Film trägt den Titel „The last deaf“ und feierte große Erfolge in der internationalen Gehörlosengemeinschaft. Der gesamte Film ist jedoch tendenziell so aufgemacht, dass man nicht nachvollziehen kann, warum denn jemand lieber gehörlos sein wollte. Der CI-Träger hat eine tadellose Aussprache, man sieht das Gerät nicht, er wirkt ganz normal; er muss extrem gut und zeitaufwendig gefördert worden sein. Nur sein letzter Satz, dass sein größter Traum sei, einmal normal hören zu können, gibt einen Hinweis auf sein eigenes Defizit-Bewusstsein.

Ich persönlich würde es auch sehr bedauern, wenn die Subkultur der gehörlosen Menschen aussterben würde, denn sie ist auf vielen Ebenen auch eine Bereicherung und hält „der hörenden Welt“ durch ihr Anders-Sein manchmal einen Spiegel vor. Die Gebärdensprache ist sehr direkt, es wird das gesagt, was auch gemeint ist. In Zeiten schöner Worte und immer neuer Etiketten für soziale Probleme – wie z.B. der Tatsache, dass das Arbeitsamt nun Arbeitsagentur heißt und dort „Kunden“ führt –, ist die direkte und ehrliche Ausdrucksweise der Gebärdensprache doch eine Wohltat.

Differenzierung ist in der Wahrnehmung und Beratung gehörloser Menschen besonders wichtig. Es gibt nicht den Gehörlosen oder die Gehörlose, wenn auch bestimmte Merkmale, wie oben beschrieben, sehr häufig auftreten. Mittlerweile gibt es ErzieherInnen, SozialarbeiterInnen, PsychologInnen, die selbst gehörlos

oder ertaubt sind und in der Hörbehindertenhilfe arbeiten. Wie bei hörenden Menschen auch spielen sämtliche Faktoren, wie Sozialisation innerhalb und außerhalb der Familie, gesellschaftlicher Stand der Herkunftsfamilie, Umweltbedingungen etc. für die Entwicklung eine große Rolle. Und es wirken sich gesellschaftspolitische Entscheidungen z.T. stärker auf die Entwicklungsmöglichkeiten von gehörlosen Menschen aus.

Besonderheiten in der Supervision

Es stellt sich die Frage: Gibt es Besonderheiten in der Supervision? Oder ist es eigentlich wie überall im sozialen Bereich? Ist es nötig oder günstig Feldkompetenz zu haben? Ich erhielt eine Anfrage eines Teams aus der Jugendhilfe für Hörbehinderte. Auf meine Frage, ob sie auch gehörlose MitarbeiterInnen hätten, sagte die Teamleiterin, das sei nicht der Fall, aber ich wüsste ja, wie „das wäre mit den Gehörlosen“, deshalb hätten sie mich angerufen. Deutlicher hat sich vielleicht noch eine Kollegin aus der Gehörlosenarbeit ausgedrückt; sie finde es gut, dass jemand aus der „Gehörlosenszene“ nun auch Supervisorin sei. Sie selbst sei es z.T. leid gewesen, den SupervisorInnen zuerst einmal zu erklären, was denn ein Gehörloser sei. In dieser Aussage verbirgt sich ein Hinweis auf die Arbeit in dem Feld und auf gewisse Ermüdungserscheinungen, denn diese BeraterInnen erklären schon ständig den Gehörlosen die Welt.

Andererseits gibt es auch Teams, in denen gehörlose MitarbeiterInnen tätig sind, die dann auch an der Supervision teilnehmen. Zusätzlich werden dann eine oder auch zwei GebärdensprachdolmetscherInnen anwesend sein, die alles simultan übersetzen. Ich selbst habe einen Prozess mit einer gemischten Gruppe hörender und gehörloser SupervisandInnen gehabt. Die Gruppe war recht groß, 12 Teilnehmende, und bestand aus ehrenamtlich Tätigen, die in ihrer Freizeit Schulungen mitgemacht hatten und nun noch Supervision bekommen sollten. Die Besonderheit dieser Gruppe bestand also nicht nur in der Mischung gehörlos/hörend, sondern auch darin, dass sie aus anderen Berufsrollen kamen, z.T. keiner bezahlten Arbeit nachgingen, z.T. auch in anderer Funktion innerhalb der Institution tätig waren. Der gemeinsame Nenner war das Interesse, in der Freizeit noch schwerer behinderten Menschen zu helfen. Die Supervision gestaltete sich ausgesprochen schwierig, u.a. weil die SupervisandInnen sich scheuten von ihren Betreuten zu sprechen. Sie wollten über ihre eigenen Belastungen sprechen, aber nicht über die Menschen, in deren Relation sie sich belastet fühlten. Es sollte eine neue Dyade entstehen zwischen Supervisorin und SupervisandIn, die bestehende Dyade sollte nicht angetastet und in Frage gestellt werden; die dritte Position war nicht erwünscht. Auch die Zweisprachigkeit und die Anwesenheit der beiden DolmetscherInnen haben das Setting beeinflusst. Eine weitere Schwierigkeit bestand in den vielfältigen Rollenüberschneidungen und unreflektierten Rollenkonflikten (die z.T. auch mich betra-

fen), die in der Gehörlosenarbeit immer wieder vorkommen können, da diese Welt wirklich klein ist; jeder kennt jeden, zumindest vom Hörensagen.

Als Supervisorin aus der „Szene“ bedeutet das für mich, sehr viel Sorgfalt im Hinblick auf evtl. eigene Themen und Konflikte sowie bestehende Verwicklungen aufzuwenden. Ich habe aktuell wieder eine Anfrage für Gruppensupervision mit gehörlosen Supervisandinnen. Der erste schwierige Prozess war für mich ein Anstoß, mich intensiv damit auseinander zusetzen. Es gilt aus den Erfahrungen zu lernen, weiter zu probieren und zu forschen.

In dem oben erwähnten Team der Jugendhilfe hatten sich die Konflikte zwischenzeitlich extrem zugespitzt; angeblich hatten sich Lager gebildet. Die Leitung dieses kleinen Teams trat plötzlich sehr autoritär und rigide auf, das Team reagierte z.T. mit Anpassung, z.T. mit Trotz; in der Supervision wurde der „heiße Stuhl“ gewünscht. Konflikte sollten radikal, autoritär und sofort gelöst werden; niemand hörte dem jeweils anderen richtig zu, gleichzeitig wurde so aufeinander eingeredet, als ob der jeweils andere nicht hören könnte. Zusätzlich arbeitet jetzt auch eine an Taubheit grenzend schwerhörige Erzieherin dort, die wirklich nicht immer alles hört bzw. versteht. Das Arbeitsfeld spiegelt sich in dem, was sich im Team ereignet.

Ich für meinen Teil glaube, dass es immer Vor- und Nachteile gibt im Hinblick auf Feldkompetenz. Und ich bin überzeugt, dass Supervision für Tätige im Bereich der Hörbehindertenhilfe sehr hilfreich sein kann. Denn Gefühle großer Hilflosigkeit, Abhängigkeit, Verzweiflung, Wut, Sprachlosigkeit u.s.w. können aufgrund der engen Beratungs- und Betreuungsbeziehungen schnell übertragen werden. Auch aus sozialtheoretischer und sozialpolitischer Sicht entstehen – wie oben beschrieben – Spannungsfelder für BeraterInnen in der Gehörlosenarbeit.

Literatur

- Ahrbeck, B. (1997): Gehörlosigkeit und Identität; 2. überarbeitete Auflage, Seedorf.
 BGG (2002): Gesetz zur Gleichstellung behinderter Menschen vom 27.04.2002 (Behindertengleichstellungsgesetz).
 Prillwitz, S./Vollhaber, T. (Hrsg.) (1991): Gebärdensprache in Forschung und Praxis; Vorträge vom internationalen Kongress in Hamburg 23. – 25.03.1990; Seedorf.
 Rommelspacher, B. (1998): Dominanzkultur, Texte zu Fremdheit und Macht; 2. Auflage Berlin.

Andere Medien

- Arte Fernsehsender; Sendung X.nius vom 26.09.2011
www.bgsd.de; Internetseite des Bundesverbandes der GebärdensprachdolmetscherInnen Deutschlands (BGSD) e.V.,
www.vibelle.de; Internetseite der Technischen Hochschule Aachen

Anschrift der Autorin:

Jutta Gröning, Ruhrstr. 193, 44869 Bochum